

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 277.

Sonntag, 26. November.

1916.

Und das Glück kam.

(8. Fortsetzung.)

Von Elisabeth Fries,

(Nachdruck verboten.)

„Aber Tante!“ Erschrocken faßte Philipp die Hand des alten Fräuleins. „Sieh mal, es ist in dieser ersten Zeit soviel auf mich eingestürzt, daß ich gar nicht durchfinden konnte. Der Verkehr mit Dilles nimmt meine Zeit sehr in Anspruch.“

„Nun, das ist aber doch auch sehr nett für dich.“

„Gewiß — nur dürft ihr mir nicht alle Vorwürfe darüber machen.“

Nun war es an Fräulein Leeken, sich zu entrüsten.

„Davon ist gar keine Rede“, sagte sie eifrig, „im Gegenteil, ich halte Jugendsrundschaft für etwas so Kostliches, daß ich nur jeden mahnen möchte, sie zu pflegen. So wie man sich in der Jugend anschließt, ist es im späteren Leben nie mehr möglich. Da fragt man noch nicht: Was bist du? oder gar: Was hast du?, sondern man folgt nur dem Zug des Herzens.“

„Na, Tante, ich weiß nicht. Die Verhältnisse sprechen doch auch viel mit. Wenn unsere Elternhäuser nicht nebeneinander lägen, wer weiß, ob ich da je mit Viktor befreundet geworden wäre.“

„Es gibt auch da natürlich allerlei Unterschiede. Ihr seid eben beinahe wie Geschwister aufgewachsen. Oder glaubst du, daß nicht auch Brüder sehr verschieden sein können?“

„Ganz sicher. Denk doch nur an Frau von Dilles Brüder, Randolph und Georg Neubach. Doch wir kommen ganz von deiner Geschichte ab; was hast du auf dem Herzen, Tante?“

Fräulein Leeken antwortete nicht gleich. Es wurde ihr schwer, einen Anfang zu finden, weil sie sehr wohl empfand, daß die Angelegenheit, die ihr seit Wochen viel Sorgen verursachte, nicht ganz der Komik entbehre. Nichts aber scheute sie so sehr, als den Fluch der Lächerlichkeit auf sich zu laden.

Fräulein Margarete Leeken war überzeugte Katholikin. Das hatte sie jedoch nicht gehindert, stets im besten Einvernehmen mit ihrer gutprotestantischen Cousine zu leben. Die Mütter waren Schwestern gewesen, und es hatte schwere Kämpfe gekostet, bis es Herrn Balthasar Leeken gelungen war, alle Hemmnisse zu überwinden, die sich seiner Verbindung mit einem evangelischen Mädchen entgegenstellten. Mit der Zeit hatten die beiderseitigen Familien sich aber gut mit der Tatsache abgefunden. Jedenfalls hatte sich in dem sehr innigen Verhältnis der Schwestern zueinander nichts geändert. Als dann Gretchen geboren wurde, hatte Frau Ferbers Mutter sich doppelt bemüht, der kleinen Nichte eine gute Tante zu sein, was ihr von dem Kinde mit dankbarer Zuneigung gelohnt wurde.

In diesem Sinne waren auch die Ferberschen Kinder erzogen worden, und sie hätten sich um so weniger erlaubt, eine andere Meinung zu haben, als „Tante Gretel“ in ihrem Hause eine Art Respektsperson war. In der Tat besaß sie Eigenschaften des Charakters und des Herzens, die ihr die Liebe und Verehrung von allen, die sie näher kannten, sicherten. Mit dem ihr eigenen Herzenstakt vermochte sie es, ihren Verwandten gegen-

über ihren streng katholischen Standpunkt zu wahren, ohne im geringsten darüber zu sprechen. Um so schwerer wurde es ihr allerdings jetzt, näher auf dies Thema einzugehen, was jedoch nicht zu vermeiden war, wenn Philipp einen richtigen Einblick in ihre Lage haben sollte. Endlich begann sie zu erzählen.

„Wie du weißt, wohnt über mir im Hause eine einfache jüdische Familie. Der Mann ist bei Hirschsohn angestellt, wo die Frau früher als Verkäuferin tätig war. Vor einigen Wochen wurde ihnen ein Kindchen geboren, das so elend und schwach war, daß man fürchten mußte, es würde nicht lange leben. Ich sah natürlich oft nach der Frau, die sich gar nicht erholen konnte. Eines Nachts klopfte mich der Mann heraus, ich möchte um Gottes willen zu seiner Frau gehen, die einen schweren Anfall von Herzschwäche habe, er wolle den Arzt holen.“

Fräulein Leeken blieb stehen, um Atem zu schöpfen, da der Weg steil bergauf führte. Philipp sah sie erwartungsvoll an, aber er sagte nichts.

„Ich warf mir einen Schlafrock über und eilte nach oben. Die junge Frau lag so elend da, daß ich genau hinsehen mußte, ob sie noch lebte. Sie deutete matt auf die Wiege, wo zu meinem Schrecken das arme kleine Bürmchen sich in Krämpfen wand. Ich riß es aus den Kißen rief und klopfte es und nehte ihm die Stirn mit Wasser, bis es wieder zu sich kam.“

Die Mutter verfolgte alles mit angstvoll aufgerissenen Augen und machte mir ein Zeichen, daß sie etwas sagen wolle. Ich neigte mich zu ihr und sie hauchte: „Was soll aus dem Kinde werden, wenn ich sterbe?“ Ohne zu überlegen, sagte ich: „Ich werde es erziehen lassen.“ Die arme Frau senkte tief auf, wie erleichtert und schloß die Augen — für immer. Das Kind lebt.“ Fräulein Leeken hatte die letzten Worte gequält hervorgehoben. Sie tupfte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirne.

„Dann ist es ja schön“, erwiderte Philipp, der den Kern der Sache nicht erfaßt hatte. Nun aber wurde seine Tante ungehalten.

„Schön, sagst du?“ rief sie beinahe heftig, „mach dir doch meine Lage klar: Ich habe versprochen, das Kind erziehen zu lassen, habe also eine ganz bestimmte Verantwortung übernommen, und das erste, was der Vater tat, war, daß er sich jede Einmischung verbat.“

„Ja, Tante, erlaube mal, wiefo quälst du dich dann: Du kannst doch nicht irgend einen Menschen zwingen, sein Kind von dir erziehen zu lassen?“

„Irgend einen natürlich nicht. Aber einen, dessen sterbender Frau ich das Versprechen gegeben habe!“ rief Fräulein Leeken gereizt.

„Sie meinte gewiß überhaupt nur, wer für den Augenblick die Sorge für das Kind übernehmen würde“, suchte Philipp zu trösten.

Philipp lächelte ein unmerkliches Lächeln. Seiner freieren Auffassung erschloß Tante Gretchen da einen Blick in Gedankengänge, die ihm ganz fremd waren und

auch völlig fern lagen. Er wußte ganz bestimmt, daß er nie, zu keiner Zeit, sich den Kopf über seine weiteren Pflichten dem Kinde gegenüber zerbrochen haben würde, sobald der Vater seine Einwilligung versagt hätte. Fräulein Leeken ließ ihm keine Zeit, darüber nachzudenken. Sie blieb, als ihr Begleiter in Schweigen verharrte, stehen und sah ihm scharf in das Gesicht. Gott sei Dank, auszulachen schien er sie wenigstens nicht, wenn er auch bei weitem nicht das Interesse zeigte, das sie bei einer so wichtigen Sache vorausgesetzt hätte. Das schien er auch zu fühlen, denn er sagte begütigend:

„Tante Gretchen, verzeih, aber ich weiß in solchen Dingen so wenig Bescheid, daß du mir erst klar machen mußt, was dich an der Sache so aufregt.“

Sie war sofort veröhnt. „Überlege es doch: der Vater ist Jude, hat also gar nicht daran gedacht, sich je in die Erziehung seines Kindes hineinreden zu lassen, und in meiner Angst gab ich ein Versprechen, ohne die Folgen zu bedenken, denn tatsächlich war das Kind so krank, daß ich glaubte, es müsse mir unter den Händen sterben. Nun weigert sich der Vater, auf meine Vorschlüge einzugehen, weil er sich dadurch mit seiner ganzen Familie in Gegensatz bringen würde; er kann es auch, wie ich zugeben muß, schon deshalb nicht, da er mit dem mütterlichen Würdchen nichts anzufangen weiß und auf den Beistand seiner Leute angewiesen ist.“

„Das ist allerdings unangenehm, aber ich glaube, du wirst nichts tun können“, sagte Philipp nachdenklich. „Du kannst den Mann doch nicht zwingen, und er hat das alleinige Verfügungsrecht über sein Kind. Also würde ich mir bestimmt gar keine Gedanken machen, das muß jeder einsehen —“

„Und mein Gewissen?“ fragte Fräulein Leeken erregt. „Du vergißt, daß ich das Versprechen einer Toten gab und somit die Pflicht habe, mich darum zu kümmern, daß —“

„Ja, liebe Tante, wenn dir das aber unmöglich gemacht wird? Das sehe ich nicht ein, warum du dich da quälst. Du hast das Beste gewollt — mehr tun, als mit dem Vater sprechen, kannst du nicht, und wenn ich dich recht verstanden habe, so hast du das versucht.“

„Aber du hörst doch, daß er sich auf nichts einläßt. Ich bin schon ganz ratlos und weiß nicht mehr aus noch ein. Unser Pfarrer ist ebenfalls der Ansicht, daß ich Pflichten gegen das Kind habe, ohne daß er mir allerdings sagen kann, wie ich sie erfüllen soll —“

„Denn dem Vater sein Kind wegzunehmen, geht nicht an. Das würdest du auch gar nicht wollen, nicht wahr?“ Fräulein Leeken schüttelte den Kopf. Erst jetzt fiel es Philipp auf, wie elend sie aussah.

„Es ist eine ganz verzwickte Geschichte“, sagte er teilnehmend. „Aber ich glaube wirklich, du brauchstest dich nicht so zu grämen. Ich fühle mich jedenfalls durchaus nicht bewandert genug, um dir einen Rat geben zu können. Was meint denn euer Pfarrer Kaiser?“

„Ich sagte ja schon, er ist der Ansicht, ich müßte jedenfalls mein Versprechen einzulösen suchen —“

„Er kann wohl nicht dafür? Wie kann er dir auch noch die Hölle heiß machen?“

„Du tust ihm unrecht. Ich bin ganz seiner Meinung“, suchte Fräulein Leeken zu entschuldigen.

Philipp hob ungeduldig die Schultern. „Dann weiß ich nicht, wie du zu irgend einem Ende mit der Angelegenheit kommen willst!“

„Ich habe mich entschlossen, mich an der Wallfahrt nach Lourdes zu beteiligen. Ich habe schon alle Schritte getan und werde in einigen Wochen abreisen. Eine befreundete Familie aus Köln fährt mit — vielleicht nimmt die gnadenreiche Mutter mir die Last von der Seele.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Farben der Trauer.

Kulturgeschichtliche Studie zum Totensonntag.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Wie sich die Zeiten ändern — und wir mit ihnen! Vor zwei Jahren um diese Zeit, als die Nachrichten von unseren ersten großen Siegen und danach auch von unseren schweren Verlusten zu uns gelangt waren, wurden überall Stimmen laut, wir sollten alles tun, um das farbenfrohe Straßenbild und die Heiterkeit des Lebens zu erhalten und sie nicht allzu sehr durch düstere, dunkle Trauerkleider dämpfen. Die dunkle, freudlose Farbe war ja damals plötzlich „Mode“ geworden, und dagegen wandten sich nun besonnene, ruhige, ernste Leute mit Recht. Im Frühjahr darauf gelang es wirklich, diesen allzu schweren Grundton wieder aufzuhellen. Da wurde — Schwarz-Weiß Mode! Und heute — fragt kein Mensch mehr nach allen diesen nebensächlichen Dingen. Denn die Trauer ist inzwischen allgemein geworden. Jetzt trauert das ganze Volk; aber was wir als äußeres Zeichen unserer Trauer anlegen, ist gleichgültig geworden.

Ob sich der einzelne Mensch in dieser jetzigen Zeit schwarz kleidet oder nicht, es kommt wirklich wenig darauf an. Alles das ist im letzten Grunde persönlicher und somit verschiedenen Stimmungen und Gefühlen unterworfen, und es erscheint daher heute fast müßig, der Frage nachzugehen, welches denn nun eigentlich wirklich und ursprünglich die Trauerfarbe sei. Andererseits läßt aber eine eingehendere Beschäftigung mit diesen Dingen erkennen, daß die verschiedenen Völker zu verschiedenen Zeiten schon in allen möglichen Farben getrauert haben, und das gibt somit ebenfalls denen recht, die mahnen, auf solche Fragen kein allzu großes Gewicht zu legen. Einige behaupten z. B., Schwarz sei die eigentliche, die ursprüngliche Trauerfarbe, andere: weiß; aber für beides lassen sich gleichgewichtige Gründe anführen. Mehr als einmal spricht der alte Homer vom schwarzen Tode. Die Römer sprachen von einer schwarzen Tür, die zur Unterwelt führt, und von einem dies ater, von einer hora atra; das ist ihr Todestag und ihre Todesstunde. Ebenso wurde bei einigen germanischen Stämmen, die im Dunkeln und Düstern das Bereich des Unglücks und der leidbringenden Gottheiten sahen, Schwarz die Farbe der Trauer; daher hüllten sich die Witwen der Franken zur Merowingerzeit für ihr ganzes Leben in schwarze Gewänder. Aber andererseits bedeutet doch das Wort Witwe nichts anderes als witwe vrouw (Wittib, weiße Frau, Wittifrau) und sagt uns, daß ältester deutscher Sitte und Anschauung gemäß die Wittib nach dem Ableben ihres Gatten in weißen Kleidern ging. Wenn also in alten Sagen und Geschichten davon die Rede ist, in dem oder in jenem Schlosse werde man bald einmal wieder die „weiße Frau“ zu sehen bekommen, will das nichts anderes besagen, als daß das Ende des Schloßherrn nahe ist; seine Frau wird also bald die Witwenkleider tragen; mit irgendwelchem Spuk hat das gar nichts zu tun.

Begreiflicherweise findet die Ansicht, daß Weiß die natürliche Trauerfarbe sei, eine starke Stütze in der freien Natur, wo wir ja, wenn die winterliche Schneedecke sich über Felder und Wiesen breitet, oft von einem „Wahrtuch“, in das die Erde gehüllt ist, reden. Auch sprechen unsere Dichter wohl vom „bleichen Tod“, und aus allen diesen Umständen ist es begreiflich, daß Freia, die Hauptgöttin unserer Vorfahren, in ihrer Eigenschaft als Totengöttin in ein weißes Kleid gekleidet war. Eine symbolische Erinnerung daran hat sich insofern bis jetzt erhalten, daß wir heute noch unseren Toten zum meist weißen Blüten in die Hände geben und Kränze mit weißen Blumen aufs Grab legen; andererseits werden weiße Rosen vielfach als Unglücksblumen, weiße Lichtnelken als Totenblumen bezeichnet.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man bei uns allgemein weiß getrauert, und die Herrnhuter Brüdergemeinde tut das jetzt noch. Es gab aber auch früher schon Zeiten, in denen schwarz getrauert wurde, denn die Mode bewegt sich nun einmal mit Vorliebe in Gegensätzen. Besonders am Hofe Louis XIV., des Sonnenkönigs, konnte man sich darin gar nicht genug tun. Unter dem Einflusse der Mme. Maintenon wurden damals zuerst die Trauergemäcker schwarz ausge schlagen, die Möbel schwarz drapiert, die Degen, die Karossen, ja selbst die Pferdegeschirre mit schwarzen Floren umhüllt, und selbst bei Tisch benutzte man Messer mit schwarzen Ebenholzgriffen. Diese „große Trauer“ war freilich nur denen vom Adel vorbehalten. Die Bürgerinnen



Laßt uns hülfehalten und hoffen und alles gern erwarten und keinen Augenblick zweifeln: Wir können nicht besser geführt werden, als wir geführt werden.

Lavater.

kursten nur „Grau“ anlegen; daher stammt für die Frauen von niederem Range die Bezeichnung Grisetten.

Zeitweilig wurden auch die beiden gegensätzlichen Farben miteinander vermischt. Dann trauerte man Schwarz-Weiß. So nahmen die Bürgerfrauen im Mittelalter die dunkle Tracht der Nonnen mit ihrem das Gesicht fast ganz verhüllenden großen weißen Hauben an, und die Frauen der höheren Stände trugen mit Vorliebe zu ihren schwarzen Gewändern zum Zeichen der Trauer weißen Pelz oder sie versahen ihr schwarzes Kleid sonst, besonders an den Ärmeln, mit weißen Streifen. Einzelne Bestandteile dieser eigenartigen Tracht, wie das weiße Überschlagentuch und das breite, weiße Kinnband, das sogenannte Borgebinde, das der unteren Gesichtsteil verdeckte, haben sich noch lange in den ländlichen Kreisen erhalten.

Auch das Trauerkleid der Männer passte sich dieser Geschmacksveränderung an. Sie trugen eine schwarze Gugelkappe mit einem über die Schultern reichenden Kragen, der in einem langen Zipfel auf den Rücken herabsiel. An diese merkwürdige Trauerkleidung erinnern heute noch die eigenartigen Trauermantelchen, die in Hessen bei Begräbnissen angelegt werden, und die langen, wehenden schwarzen Trauerflore der ostpreussischen Leichenbitter. Kaspar Fröhlich, der bekannte Hofnar Augusts des Starcken, verspottete einst die feinerzeit übermäßig herrschende Trauerfeste, indem er zum Zeichen der Trauer um seinen verstorbenen Kollegen am preussischen Hofe, Herrn v. Gundling, mit einem 7 Ellen langen weißen Trauerschleier hinter sich her durch Dresdens Straßen zog.

Im Mittelalter trauerte man auch eine Zeitlang braun, in Äthiopien trauert man heute noch grau, die alten Ägypter trauerten gelb, ebenso die Kelten; noch heute trägt daher in einigen Gegenden der Bretagne das weibliche Trauergefolge gelbe Hauben. Die Chinesen trauern blau und schreiben während der Trauerzeit blaue Briefe, die sie auch blau siegeln. Alle diese scheinbar willkürlichen Trauerfarben lassen sich bei einigem gutem Willen sinnfällig deuten. Blau ist die Farbe der Ferne, gelb und braun die der fallenden Blätter im Herbst, grau ist die Farbe der Erde und der Asche. „Du Erde sollst du werden, von der du genommen bist.“

Auch alle anderen leuchtenden und lachenden Farben waren zu verschiedenen Zeiten, besonders im Zeitalter des farbenbunten, prächtliebenden Mittelalters, einmal Mode. Die Jungfrau von Orleans trug z. B. am 29. April 1429, als sie ihren feierlichen Einzug in Orleans hielt, ein Kleid aus karmoisinrotem Brüsseler Tuch, aber dazu, zum Zeichen ihrer Trauer darüber, daß der Herzog von Orleans in englische Gefangenschaft geraten war, einen Überwurf von „verlorenem Grün“. Gerade dem Grün, der Farbe der neu verjüngten, lebensvollen Natur, erwartet man in diesem Zusammenhang kaum zu begegnen. Ebenso verwunderlicherweise trauert der englische Hof heute noch hochrot. Als vor ein paar Jahren König Eduard VII. gestorben war, wurde die ganze Kapelle des königlichen Schlosses, in der seine Leiche aufgebahrt und öffentlich ausgestellt war, nicht mit schwarzem, sondern mit rotem Tuche ausge schlagen und auch der Sarg des Königs mit einer roten Prunkdecke verhängt, die innen mit Hermelin gefüttert war; auf roten Kissen lagen, zu Füßen des Gestorbenen, die Kroninsignien, Orden und Juwelen. Auch in Frankreich bestimmte schon König Louis XI. bei seinem Regierungsantritt als Farbe der Trauer um seinen Vater Scharlachrot, während Louis XV. im Jahre 1726 — und nach ihm Napoleon I., nachdem wieder einmal Weiß Mode geworden war — das Violett zur allgemeinen, offiziellen Trauerfarbe machte. Wahrscheinlich machten sich bei den letzten Entscheidungen kirchliche Einflüsse geltend, denn die katholische Kirche verwendet bekanntlich zum Zeichen der Trauer außer der schwarzen Farbe ebenfalls das Violett. Mit violetten Tüchern werden bekanntlich zu Beginn der Fastenzeit, die der Leidenswoche vorangeht, die Altäre in den Kirchen verhängt, und im Konklave tragen die Kardinals zum Zeichen der Trauer um den verstorbenen Papst statt des roten einen violetten Überwurf.

In der gegenwärtigen ernsten und schweren Zeit haben alle diese Modefragen weniger Wichtigkeit als je. Vielmehr, lobt uns der große Krieg mit seiner reinigenden, läuternden Kraft auch für unsere Trauer eine neue Anschauung und neue Formen gibt.

Aus der Kriegszeit.

Als Wirtschaftssoffizier im besetzten Osten. Die wirtschaftliche Nutzbarmachung der besetzten Gebiete im Osten erfährt seit einiger Zeit durch die Einsetzung besonderer Wirtschaftssoffiziere im Operations- und Etappengebiet merklliche Förderung. Es handelt sich dabei um Offiziere, deren Fachausbildung sie besonders für die Leitung der Bewirtschaftung im Okkupationsgebiete fähig macht. Über die Tätigkeit dieser Wirtschaftssoffiziere sind lehrreiche Einzelheiten einem Artikel der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse zu entnehmen, wo der als Wirtschaftssoffizier einer Division im Osten tätige Reserveleutnant Dehlinger einiges aus seinen Erfahrungen mitteilt. Die Genauigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete ist nicht weniger groß als in der rein militärischen Tätigkeit. Der Wirtschaftssoffizier erhält einen Stof Aktien, in denen jeder Wagen Mist, jedes auf dem Felde verwendete deutsche Pferd und jedes Kilogramm deutschen Saatgutes aufgezeichnet wurde. Eine Hauptpflicht des Wirtschaftssoffiziers besteht darin, die Tätigkeit der Bauern zu überwachen und nach Erfordernis auch entsprechend zu beeinflussen. Zu diesem Zweck sind ihm ein Buchhalter und ein Dolmetscher beigegeben. Der Bezirk, in dem die geschilderten Erfahrungen gemacht wurden, liegt nördöstlich Wilna und umfaßt eine Fläche von 37,1 Quadratkilometer. Die unweglamen Straßenstellen wurden von den deutschen Truppen durch Knüppeldämme überbrückt, 25 Dörfer mit insgesamt 1740 Einwohnern gehören in den Distrikt des Wirtschaftssoffiziers. Die Bevölkerung ist auf fast ungläubliche Weise gemischt, $\frac{3}{4}$ Polen, $\frac{1}{2}$ Litauer und $\frac{1}{2}$, das sich aus Weißrussen, Altrussen und Tataren zusammensetzt. Auffallend ist, daß trotz der vielen Analphabeten bereits fast die Hälfte der Eingeborenen wenigstens notdürftig der deutschen Sprache mächtig ist. Die Einbringung der Ernte fällt dem Wirtschaftssoffizier oft nicht leicht infolge des Mangels an Bauernpferden, und in dem in Frage stehenden Falle mußte mit 25—30 Gespannen von Erntekolonnen nachgeholfen werden. In den von den Eingeborenen verlassenen Dörfern mußten die Flüchtlingsfamilien zusammengezogen werden, um bei einem täglichen Lohn von 1 R. bis 1,30 R. die Ernte einzubringen. Zur Bearbeitung des Bodens werden vielfach die einheimischen kleinen einspännigen eisernen Schwingflüge, manchmal auch noch viel einfachere Holzeggen verwendet, die von 5 oder gar 6 Pferden gezogen werden müssen. Hier erwies sich die Unterstützung durch deutsche Pferde als so wirksam, daß in dem ganzen Bezirk trotz des Fehlens von ungefähr 70 Bauernfamilien nur 30 Hektar weniger Winterfrucht bestellt wurden, als in normalen Jahren. (Zens. Bln.)

Die Kartoffel-Schühengräben. Die merkwürdigsten aller Schühengräben in dieser so schühengrabenreichen Zeit hat neuerdings der „Figaro“ entdeckt. „Weiß man“, so fragt das Blatt, „daß gegenwärtig auch weit hinter der Front, sozusagen im Herzen des friedlichen französischen Landes, Schühengräben hergestellt werden? Dies ist so erstaunlich es auch Ningen mag, tatsächlich der Fall, und das französische Publikum hat ein gutes Anrecht darauf, einiges über die näheren Umstände dieses Arbeitseifers zu erfahren. Da sich unter den Bauern das Gerücht von der Möglichkeit einer Beschlagnahme der Kartoffeln zwecks Festsetzung eines Höchstpreises verbreitete, sind die Bauern in Mittelfrankreich seit kurzem eifrig damit beschäftigt, in ihren Feldern tiefe Gräben anzulegen, die mit Holzplanen ausgelegt werden, um unendliche Mengen von Kartoffeln und anderem Gemüse aufzunehmen. In dieser Zeit, da Frankreich so viel kriegerischen Mut bewiesen hat, wollen auch die einfachen Bauern, die daheim blieben, nicht zurückstehen, und auch sie rüsten sich zum Kampf — nur leider zum Kampf gegen ihre eigenen Mitbürger. Sehr bald werden alle Kartoffeln verschwunden sein, um dann viel später zu Phantasiepreisen aufzutauhen. Darum erscheint es uns dringend notwendig, die Regierung auf diesen neuen Kriegsschauplatz aufmerksam zu machen, da die Befestigungsarbeiten des Feindes wie gesagt bereits in vollem Gange sind.“

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

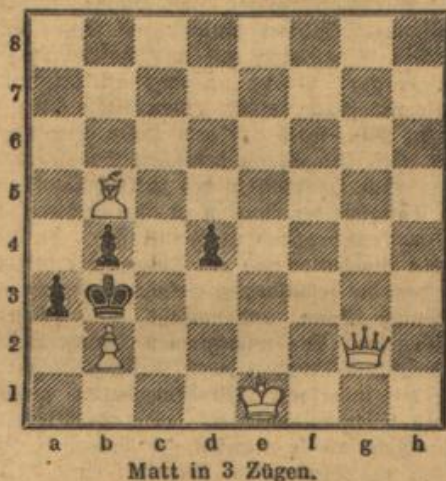
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spiel Gelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 26. November 1916.

Aufgaben.

503. J. Kotré.



504. Fr. Haeelka.

Weiß: Ke1, Da1, Th4, Se5. (4 St.)
Schwarz: Ke3, Ba2, b3, e2. (4 St.)

Selbstmatt in 2 Zügen, d. h. Weiß zieht so, daß es von Schwarz in dessen 2. Zug matt gesetzt wird.

Partie 188. (Vierspringerspiel.)

Vor einigen Monaten im Felde gespielt.

Weiß: Marcus. Schwarz: Laboschin.

- | | | | |
|------------------------|--------|-----------------------------------|---------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 10. a2—a3 ²⁾ | Lb4×c3 |
| 2. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 11. b2×c4 | h7—h5! |
| 3. Sb1—c3 | Sg8—f6 | 12. Lb5—c4 ³⁾ | Dd8—d7 |
| 4. Lf1—b5 | Lf8—b4 | 13. Sf3—h4 | Sc6—e7 |
| 5. 0—0 | 0—0 | 14. Lg5×f6 | g7×f6 |
| 6. d2—d3 | d7—d6 | 15. g4×h5 ⁴⁾ | Dd7×h3 |
| 7. Lc1—g5 | Lc8—g4 | 16. Sh4×g6 | Se7×g6 |
| 8. h2—h3 ¹⁾ | Lg4—h5 | 17. h5×g6 | Kg3—g7! |
| 9. g2—g4 | Lh5—g6 | Aufgegeben; es folgt 18. ..., Th8 | |

¹⁾ Ein Fehler, denn Schwarz könnte nun mit Lf3 in Vorteil kommen. — ²⁾ Sd5 lag doch auf der Hand. — ³⁾ Besser war Sh2 nebst f3. — ⁴⁾ Entscheidender Fehler. Df3 nebst Sf5 war angebracht.

Auflösungen.

Nr. 409 (3 Züge). 1. Df1, ∞ 2. D×f7 (+). Eine sehr schöne Aufgabe, deren Lösung, trotz der Einfachheit und der wenigen Figuren nicht leicht zu finden ist.

Nr. 500 (2 Züge). 1. Da6.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., F. B., Dr. M., J. K., P. K., A. D. und R. St. in Wiesbaden. Zu den Aufgaben 493 und 494 gingen nachträglich noch richtige Lösungen von Pionier Julius Cahn, z. Zt. Brüssel, und von H. St. in Biebrich ein. Der letztere hat auch 498 richtig gelöst.

Briefkasten.

Herrn K. M. Ldstm. Eine Preiskonkurrenz für Dreizüger findet zur Zeit nicht statt, soweit wir aus den uns zur Verfügung stehenden Fachzeitschriften ersehen konnten. Vielleicht stellen Sie unserer Schachspalte eines Ihrer Probleme zur Verfügung.

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.



Abstrichrätsel.

- 1 wird oft ein- und ausgespannt,
- 2 sieht man, wenn was abgebrannt,
- 3 ragt ins weite Meer hinein,
- 4 muß seit Alters ledig sein.

Nun streiche du von jedem Wort
Ein Zeichen an verschied'nem Ort.
Dann ist, was sich zum Schluß ergibt,
Bei unsern Grauen sehr beliebt.

Kapselrätsel.

Felsenburg, Gefallen, Geselle, Glasteller, Kinderheim,
Schande, Schantung, Scherzfrage, Trompetensignal,
Zitronenfalter.

In jedem der obigen Wörter ist ein anderes enthalten, wie z. B. Ulan in Bauland. Sind die neuen Wörter gefunden, so sind sie derart zu ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben einen unserer wirtschaftlichen Führer nennen.

Magisches Quadrat.



Gefürchteter Krieger

Mädchenname.

Arzneipflanze.

Körperteil.

In die Felder der obigen Figur sind die Buchstaben: A A A A, E, I I, L L, N N N N, S S, U derart einzusetzen, daß die senkrechten Reihen gleichlautend mit den wagerechten sind, und die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 503.

Bilderrätsel: Kahnpartie im Spreewald. — Schliebrätsel: England, Serbien. — Im Schützengraben: Alm, Alarm (Al[arm]). — Rätselfragen: 1. Drei, den Menschen und die zwei Hosenträger. 2. Die Radschuhe. 3. Die Esse. 4. Auf dem Herweg.

Für die Kinder.

Die Knacknuß in der letzten Nummer unserer Kinderzeitung war nicht schwer. Hans hatte 13, Karl 7 und Fritz 4 Äpfel. Richtige Lösungen sandten ein: Kurt Berg, Helmut Bruch, Walter Braun, Konrad und Siegfried Brill, Gertrud Belz, Agnes Bleichenbach, Harald Capell, Karl Dönges, Walter Degen, Allan Darré, Otto Heck, Anna Hermani, Carl Kranz, Anni Kassel, Margot Keiser, Hubert Krier, Max Lang, Fritz Reinach, Else Ritter, Gertrud Rentschler, Berli Sauter, Alfred Schmelz, Friedrich Steinhäuser, Gottfried Söhngen, Adolf Sternberger, R. Ullrich, Karl Urban, Wilhelm Urban, Ernst Wolf und Röschen Werner, sämtlich in Wiesbaden, sowie Karl Rupp jr. und R. Borkowsky in Biebrich a. Rh., Erich Schneider in Igstadt, Hilda Bücher in Deikenheim, Otmar Herrmann in Bottenhorn und Lisbeth und Irma Roth in Bitterfeld.